ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

1991–2021

Ich freu' mich auf Montag!

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt Oranienburg

caritas

Caritas-Werkstatt
St. Johannesberg

Werkstattladen

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg wurde aufgeschrieben von Frank Nussbücker, Autobiografiker.

1. Auflage

© Rohnstock Biografien, Berlin 2021
Breite Straße 2a, 13187 Berlin
Telefon 030 40 50 43 30
www.rohnstock-biografien.de

© Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg 2021
Berliner Straße 93, 16515 Oranienburg
Telefon 03301 52 39-0
www.caritas-werkstatt.de

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Herausgeber.

Idee und Konzept: Christoph Lau
Lektorat: Franziska Hoch und Harald Zimmermann
Gestaltung: Dirk Banowski

Druck: DRUCKZONE GmbH & Co. KG, Cottbus

Titelbild unter Verwendung eines Fotos der Caritas-Werkstatt im Gründungsjahr 1991.

Für den Inhalt zeichnen die einzelnen Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich. Sämtliche Fotorechte liegen bei der Caritas-Werkstatt St. Johannesberg, Oranienburg bzw. bei Angela Kröll, freie Fotografin.

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

1991–2021

Ich freu' mich auf Montag!

Die Geschichte der Caritas-Werkstatt Oranienburg

caritas

cfj caritas Caritas-Werkstatt St. Johannesberg

10 Grußwort der Geschäftsführung *Rolf Göpel & Roman Zezulka*

12 Die Caritas-Werkstatt – Versuch einer Liebeserklärung *Christoph Lau*

19 Zwischenruf *Nicole Mettig*

Kapitel Eins
Die Gründerjahre

25 Probieren wir es aus! *Mike Dessombes*

30 Von der Selbstversorgung zum gewerblichen Dienstleister *Thomas Kober*

42 Macht mal! – Geburt der Werkstatt in der Leninallee 60 A
Andreas Paczoch, Tobias Ottlewski, Elke Stürtz, Carsten Beyer, Dietlind Beyer

52 Ein »Familienbetrieb« und sein Hausmeister *Tobias Ottlewski, Carsten Beyer*

57 Zusammen zu feiern, gehörte dazu
Dietlind Beyer, Andreas Paczoch, Carsten Beyer, Tobias Ottlewski

65 Schwimmen lernen in fremden Gewässern
Tobias Ottlewski, Andreas Paczoch, Carsten Beyer, Dietlind Beyer

69 Wachsen mit starken Partnern
Tobias Ottlewski, Andreas Paczoch

75 Alter Computer und frische Hefekuchen *Sabine Hagen, Andreas Paczoch*

80 Der Anfang schweißte uns zusammen *Carsten Beyer, Elke Stürtz*

83 Zwischenruf *Andrea Zemlin*

Kapitel Zwei
Drei Generationen in einem Betrieb

86 Steiniger Beginn *Jürgen Teichmann*

92 Vom Zivildienstleistenden zum Produktionsleiter *Marcel Teichmann*

100 Die Leute schenken mir ihr Lächeln *Ole Teichmann*

105 Zwischenruf *Mathias Wagner*

Kapitel Drei
Der lange Weg in die Werkstatt

108 Ein alter Arbeitsvertrag und die Glocken von St. Nicolai *Thomas Drescher*

117 Qualitätsprodukte für den Ersten Markt *Thomas Drescher*

123 Zwischenruf *Hugo Henrichs*

Kapitel Vier
Industrielle Revolution

126 Nähe musst du erst mal zulassen *André Kerkow*

135 Ich kann jeden Handgriff erklären *Sabine Söhring*

139 Die Arbeit ist Mittel zum Zweck *Bettina Dahlke*

142 Das sind keine Behinderten, das sind Kolleginnen und Kollegen *Enrico Branoner*

148 Zwischenruf *Peter Flöter*

151 Zwischenruf *Dirk Storm*

152 Einwurf: Immer wieder ein neuer Blick *Rainer Schulz*

163 Zwischenruf *Sigrid Schwarz*

Kapitel Fünf
Teilhabe ist kein Selbstläufer

166 Von der Struktur zum Strukturwandel *Andreas Paczoch*

168 Die Frau der Feste *Angela Geißler*

176 Zwischenruf *Maik Poerschke*

179 Zwischenruf *Sylvia Wulff*

180 Die fliegende Sozialarbeiterin *Veronika Priwitzer*

189 Zwischenruf *Melanie Fritz*

St. Johannesberg
ALLES, AUSSER GEWÖHNLICH.
caritas
St. Johannesberg
WERKSTATT FÜR BERUFLICHE TEILHABE
caritas

Kapitel Fünf

Teilhabe ist kein Selbstläufer

oben Standort Berliner Straße 60 A (2005)

Von der Struktur zum Strukturwandel

Andreas Paczoch

Am Anfang lief im Werkstattbetrieb alles relativ durcheinander. Irgendwann fragte Frau Sauer, die Nachfolgerin des ersten Werkstattleiters Wolfgang Hoppe: »Wer macht jetzt was? Wer übernimmt den Arbeitsbereich, wer das Arbeitstraining?« Nach einem Auswahlverfahren wurden die Zuständigkeiten festgelegt, und ich arbeitete zunächst jahrelang im Arbeitstrainingsbereich. Etwa ab 1995 erfolgte die Trennung in Arbeitstrainings- und Arbeitsbereichsgruppen.

Nach dem Einstieg von Herrn Lau, einem Absolventen der Katholischen Hochschule, begannen wir etwa 1998, zusammen mit Sabine Schrader, Konzepte zu schreiben und die entsprechenden Dokumente zu erarbeiten. Parallel dazu erstellten wir unter Federführung von Herrn Grabowski das Handbuch für das Qualitätsmanagement. Diese Strukturierung, mitinitiiert von Herrn Lau, erzeugte noch mal einen mächtigen Schub für die Werkstatt.

Wir begannen in den Neunzigern als Werkstatt für Menschen mit zum Teil schwerster Behinderung. Dem entsprachen die von uns erarbeiteten Konzepte. Irgendwann bekamen wir jedoch mit: Es gibt immer mehr Klienten und Klientinnen, die eine gänzlich andere Biografie aufweisen als jene, auf die unsere Werkstatt bislang ausgerichtet ist. Diese Menschen wirkten äußerlich ganz normal, ihre Beeinträchtigung aber war seelischer Natur. So schnell, wie sie zu uns kamen, so schnell waren sie auch wieder weg.

»Wir brauchen einen eigenen Bereich für psychisch kranke Menschen!«, forderte ich immer wieder. »Sie können wir mit unseren Konzepten momentan überhaupt nicht erreichen.«

Irgendwann kam Herr Lau zu mir und erklärte: »Für die strategische Zielplanung zieht der Förderbereich demnächst in die neue Hauptwerkstatt um. Dann wird die 60 A frei. Dort richten wir die Stelle für psychisch kranke Menschen ein.«

»Die würde ich gerne übernehmen!«, sagte ich.

»Du bist im Berufsbildungsbereich bestens aufgehoben«, erwiderte Herr Lau, »das machst du weiter.«

Ich gab jedoch nicht klein bei, sondern drängelte immer weiter. Schließlich konnte ich mich durchsetzen.

Im August 2005 zogen wir also in die 60 A ein. Erinnere ich mich richtig, fing ich mit sechs Klienten und Klientinnen dort an, mittlerweile sind es fünfzig, sechzig Leute. Bis 2014 arbeitete ich mit psychisch erkrankten Beschäftigten in der ehemaligen Motorradwerkstatt. Wir versorgten uns zum Teil selbst, auch das war ein wichtiger Schwerpunkt der Tagesstruktur. Leute, die aus Psychiatrie oder Tagesklinik kommen, sind oftmals unstrukturiert. Zu meinen Aufgaben gehörte es, dass sie Strukturen erlernen, Dazu zählte unter anderem, dass sie selbst ihren Einkaufszettel schreiben, für das Frühstück einkaufen und in der Küche alles vorbereiten.

2009 etwa zogen wir in die neue Hauptwerkstatt um. Anfangs vertrat ich die Meinung, dass wir eine klare Trennung brauchen zwischen geistig Behinderten und psychisch Kranken. Inzwischen sehe ich das anders, denn wir haben auch andere Erfahrungen gesammelt. Im Behindertenbereich arbeiten mittlerweile einige psychisch erkrankte Menschen; mit allen klappt das nicht, aber mit einigen läuft es ganz gut. Manche stehen den Gruppenleitern helfend zur Seite und tragen selbst Verantwortung für andere Beschäftigte.

Seit wir in dieses Thema eingestiegen sind, erleben wir im Prinzip einen Strukturwandel. Zu den klassischen Werkstätten für Menschen mit geistiger Behinderung kamen jene mit psychisch Beeinträchtigten hinzu.

Seit Bestehen der Werkstatt haben wir einen Anspruch, der an uns herangetragen und inzwischen zu einer unserer zentralen Aufgaben wurde: die Beschäftigten, die es wünschen, auf den freien Arbeitsmarkt vorzubereiten. Es gibt zumindest einige Beschäftigte, bei denen das gelang.

Die Frau der Feste

Angela Geißler

Ich lebte lange im Rheinland. Von dort zog ich nach Berlin und studierte Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule. Dabei lernte ich unter anderem Christoph Lau kennen, von 1994 bis 1998 waren wir Kommilitonen. Gleich nach dem Studium wurde er Sozialarbeiter in der Caritas-Werkstatt. Im Herbst 1998 suchten sie dort eine Krankheitsvertretung im Förder- und Beschäftigungsbereich. Christoph rief seinen besten Freund an, der ebenfalls mit uns studiert hatte, um ihn zu fragen: »Kennst du jemanden, der im Rahmen des Anerkennungspraktikums etwas mit der Behindertenhilfe zu tun hat?«

»Da fällt mir die Angi ein«, erwiderte unser Kommilitone, »die arbeitet im Moment in Berlin-Friedrichshain in der Beratungsstelle für Behinderte.«

Kurz darauf meldete sich Christoph bei mir und fragte: »Bist du noch auf Jobsuche, wenn dein Anerkennungspraktikum zu Ende ist?«

Er erwischte mich genau an meinem letzten Arbeitstag in Friedrichshain! Zwar hatte ich mich bereits an verschiedenen Stellen beworben, aber das war alles noch im Gange. Ich wollte gern in die Kurarbeit einsteigen, da ich auf diesem Gebiet ein tolles Praktikum erlebt hatte, bei dem ich zusammen mit Müttern und ihren Kindern viele kreative Ideen hatte umsetzen können. So gestaltete ich in Eigenregie Kreativ- und Sportaktivitäten für Groß und Klein, Spielnachmittage mit den Kindern und Gesprächsrunden zu verschiedenen Themen mit den Müttern, organisierte das Bergfest zur Mitte der jeweiligen Kur und das Abschlussfest. In der Kurklinik lernte ich viele verschiedene Menschen mit sehr unterschiedlichen persönlichen Herausforderungen kennen.

Aber gut, dachte ich mir nach Christophs Anruf, vielleicht kannst du dich ja auch in der Behindertenhilfe gut einbringen. Bis dahin kannte ich nur die Beratungsstelle, aber noch keine Werkstatt für behinderte Menschen. Schon immer war ich neugierig auf verschiedene Bereiche der sozialen Arbeit. Kurzerhand bewarb ich mich, wurde zum Bewerbungsgespräch eingeladen, und im Januar 1999 fing ich hier an. Das ist mittlerweile fast 23 Jahre her.

Zunächst arbeitete ich wie geplant als Gruppenleiterin im Förder- und Beschäftigungsbereich. Allerdings sagten sie mir bereits im Bewerbungsgespräch, dass sie momentan dabei seien, eine zweite Sozialarbeiterstelle zu schaffen. Bislang hatte die Werkstatt nur einen Sozialarbeiter für ungefähr 140 Beschäftigte.

Als Gruppenleiterin lernte ich die Werkstatt von innen kennen und schnupperte in die verschiedenen Arbeitsbereiche hinein. Etwa ein Jahr später wurde meine Stelle geteilt. Ich war nun zur einen Hälfte Gruppenleiterin, zur anderen Sozialarbeiterin. Um das Jahr 2002 bekam ich eine volle Sozialarbeiterstelle und war von nun an als solche für den Förderbereich zuständig, mit Vorgesetztenfunktion gegenüber meinen ehemaligen Kollegen und Kolleginnen. Das funktionierte ganz gut, ich pflege schon immer eine Mischung aus kollegialem Stil und Ansagenmachen.

Inzwischen arbeite ich schon seit vielen Jahren nicht mehr im Förderbereich. Ich bekam drei Kinder und war somit etwa fünfeinhalb Jahre in Elternzeit. So kam es, dass ich in der Werkstatt munter hin und her sprang und bereits an allen Standorten gearbeitet habe.

So kenne ich die Hauptwerkstatt, den Heidering und die Zweigstelle am Aderluch. Zwischendrin durchlief ich einige andere Stationen.

Sozialarbeiterin in der Werkstatt zu sein, bedeutet: viel Berichtsführung, aber auch Beratung der Beschäftigten, der Angehörigen, weiterer Bezugs- und gesetzlicher Betreuungspersonen. Eine wichtige Rolle spielt dabei hier im Haus die Zusammenarbeit und der Austausch mit den Gruppenleitern und Gruppenleiterinnen. Diesen Austausch schätze ich sehr, denn sie sind es, die am engsten mit ihren Beschäftigten zusammenarbeiten und sie somit auch am besten kennen. Ich nenne unsere Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen immer »unsere Fachleute« – und das meine ich auch so. Ich finde es sehr wichtig, dass ich gerade in meiner Position als interne Sozialarbeiterin immer mit den Menschen in Verbindung bleibe.

Dazu gibt es noch eine andere Ebene meiner Tätigkeit, die mich im Grunde von Anfang an begleitet hat: Ich bin in der Werkstatt für die Organisation und Durchführung von Festen zuständig. Schließlich wird bei uns nicht nur gearbeitet, sondern wir begehen übers Jahr auch einige feierliche Höhepunkte. Hierfür berufe ich das sogenannte Festkomitee ein, in welchem wir alles Nötige besprechen, um am Ende für alle eine gute Veranstaltung auf die Beine zu stellen.

Auch bei unseren Festen ist mir die aktive Mitwirkung der Beschäftigten sehr wichtig. Hier haben sie die Chance, Talente und Fähigkeiten zu zeigen, die im Arbeitsalltag kaum zum Tragen kommen. Als wir auf unserem früheren Sommerfest das erste Mal eine Karaoke-Show veranstalteten, konnten sich die Beschäftigten mit einem Lied bei mir anmelden, das sie gern vortragen wollten. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie unser Robert Plewka zum ersten Mal auf die Bühne ging. Niemand von uns wusste, wie toll er singen kann! Zuvor hatte er monatelang ein Lied von den Toten Hosen einstudiert – und nun brachte er es auf der Bühne so wirkungsvoll zum Vortrag! Seitdem tritt Robert regelmäßig bei unserer Karaoke-Show auf.

Ein anderer Beschäftigter, dessen Talent niemand erahnte, ist Nils Bernikas aus der Werbemittelfertigung. Nils sitzt im Rollstuhl, hat mehrere körperliche Beeinträchtigungen – und kann ebenfalls wunderschön singen! Auch er bereitete sich lange auf seinen Auftritt

vor. Inzwischen meldet er immer mindestens ein Jahr vorher an, was er als Nächstes singen möchte, und beschäftigt sich dann ganz intensiv mit seinem Song. Auch Robert taucht tief in seine Musikstücke ein und kann stundenlang darüber reden, was der Liedertext wohl bedeuten mag.

Das Ganze macht nicht nur Spaß, sondern ist zugleich ein tolles kognitives Training! Unsere Beschäftigten zeigen hier etwas, das sie in ihrer täglichen Arbeit nicht zum Ausdruck bringen können. Das Publikum, das mitgeht und klatscht, beflügelt sie. Der Erfolg auf der Bühne gibt ihnen Bestätigung. Ähnlich läuft es bei der PC-Sprechstunde, die unser Administrator leitet. Beschäftigte können hier zeigen, was sie computermäßig draufhaben, und haben die Möglichkeit, Fachfragen loszuwerden. Ich finde es toll, wenn wir auf dieser und jener Ebene die Fähigkeiten und Interessen unserer Beschäftigten fördern.

Neben den Festen laufen ganzjährig verschiedene begleitende Angebote. Ich habe zum Beispiel drei Jahre lang Lesen, Schreiben und Rechnen angeboten. Das klingt vielleicht simpel, doch muss man bedenken, dass viele Beschäftigte früher gar nicht beschult worden sind und bis heute großen Nachholbedarf haben. Ich habe versucht, ihnen ein paar Grundlagen nahezubringen und danach ihr Wissen zu erhalten. So mancher hat vielleicht Lesen und Schreiben gelernt, doch geht dieses Wissen mit den Jahren verloren, wenn man sich nicht damit beschäftigt.

Um den Beschäftigten die Grundlagen vermitteln zu können, musste ich mich natürlich einarbeiten, ich bin schließlich keine Lehrerin. Ich guckte mir die Materialien an und bemühte mich, ein gutes Miteinander mit den Beschäftigten zu finden, um ihnen etwas beizubringen. Das machte mir sehr viel Spaß. Generell finde ich es wichtig, mit den Leuten in Verbindung zu sein, statt nur Berichte am Schreibtisch zu verfassen.

Jeder und jede Beschäftigte hat einen Arbeitsplatz und erledigt dort bestimmte Aufgaben. Einige neigen dazu, immer dasselbe machen zu wollen, andere sind vielseitig einsetzbar – aber alle haben jede Menge Gedanken im Kopf. Es steckt so viel in ihnen, was sich eben auch auf anderen Ebenen herauskitzeln lässt. So gibt es zudem künstlerische Angebote. Wir haben zum Beispiel eine Kollegin eingestellt, die mit Beschäftigten aller Bereiche, die sich dafür anmelden, mit Ton arbeitet.

Im Moment sind durch Corona viele Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt. Zusammen mit Beschäftigten die Haussegnung durchzuführen, das Johannesfest zu feiern oder zum Drachenbootrennen anzutreten, ist derzeit gar nicht möglich.

Apropos: Für die Drachenbootrennen beim Oranienburger Stadtfest oder in Biesenthal organisieren wir sonst jeweils drei Trainingstermine. In den langen Drachenbooten sitzen in erster Linie Beschäftigte, aber es dürfen auch einzelne Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dabei sein. Die Kategorie, in der wir starten, nennt sich Handi-Cup. Einige Jahre in Folge haben wir diesen Wettbewerb gewonnen – das motiviert die Leute natürlich ungemein!

Ein weiterer sportlicher Höhepunkt ist das große Integrationssportfest in Hennigsdorf. Dort sind wir als Werkstatt oft mit den meisten Teilnehmern und Teilnehmerinnen vertreten. Ist es wieder so weit, schreibe ich eine Rundmail an die gesamte Werkstatt mit der Bitte an die Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen, mit ihren Beschäftigten darüber zu sprechen, wer am Sportfest teilnehmen möchte. Die Anmeldung läuft über mich. All das nimmt viel Zeit in Anspruch, aber es ist wichtig, dass die begleitenden Angebote nach der langen Zeit der coronabedingten Einschränkungen endlich wieder stattfinden können. Dafür setze ich mich gerne ein.

Neben den Festen, sportlichen und kreativen Aktivitäten begleite und unterstütze ich auch unseren Werkstattrat. Dieses Gremium wurde 2001 eingeführt, jede Werkstatt muss seitdem eine solche Interessenvertretung aus den Reihen der Beschäftigten haben. Der Werkstattrat ist vergleichbar mit dem Betriebsrat oder der Mitarbeitervertretung.

Ich war fast von Anfang an dabei. Es liegt mir am Herzen, dass die Beschäftigten durch den Werkstattrat die Möglichkeit erhalten, ihre Interessen und Anliegen selbst zu vertreten, Fragen zu stellen und Dinge voranzubringen – damit diese dort ankommen, wo sie hingehören: auf der Leitungsebene. Unsere Beschäftigten wollen gehört werden. Wenn es zum Beispiel um notwendige Reparaturen geht, die sie entdeckt haben, melden sie sich gern beim Werkstattrat. Ebenso, wenn sie Verbesserungsvorschläge zum Essen oder Fragen zu Leitungsentscheidungen haben und genauer informiert werden möchten. Oder wenn jemand merkt, dass es Konflikte in einem Bereich gibt.

Die Interessenvertretung aus dem Kreis der Beschäftigten wird alle vier Jahre gewählt. Einmal im Monat hat der Werkstattrat Sitzung, die offiziell protokolliert wird. Dabei übernehme ich die Assistenz, als zusätzliche Sicherheit, dass alle Themen auf den Tisch kommen und bei Bedarf über Beschlüsse abgestimmt wird. Außerdem helfe ich dabei, das Sitzungsprotokoll zu schreiben.

Natürlich gibt es viele Dinge, die die Beschäftigten direkt in ihren Gruppen mit ihren Gruppenleitern und Gruppenleiterinnen besprechen. Die schauen nicht von oben auf ihre Beschäftigten herab und bestimmen über sie und ihr Tun, sondern wir pflegen in der Werkstatt einen kollegialen Stil und leben das Miteinander. Den Beschäftigten gestehen wir individuelle Interessen und eine eigene Meinung zu und befördern diese. Manchmal sagen Beschäftigte jedoch: »Ich habe mit meiner Gruppenleiterin und mit meinem zuständigen Fachdienst gesprochen. Jetzt aber ist es mir wichtig, dass der Werkstattrat mein Anliegen vertritt.« In solchen Fällen nehme ich die Position der Vermittlerin ein. Denn beide Ebenen haben unterschiedliche Beweggründe und Argumente – diese gilt es auszutauschen und schließlich einen guten Kompromiss für alle zu finden. Übereinzukommen ist für mich ein Zeichen von Wertschätzung. Dazu trage ich gern bei.

Seit ein paar Monaten haben wir einen neuen kleinen Bereich, der sich aus Beschäftigten unterschiedlicher Bereiche zusammensetzt: den Info-Point. Ich darf ihn begleiten und gucke, wie es den Beschäftigten dabei geht. Zusammen mit der zuständigen Gruppenleiterin koordiniere ich die Einsätze.

Der Info-Point ist ein Tresen am Eingang, an dem jeweils zwei Beschäftigte sitzen und unsere Besucher empfangen. Sie leisten außerdem verschiedene kleine Zuarbeiten, sortieren und frankieren unsere Briefpost, geben Batterien und Pflaster aus. Der Info-Point ist mit einem Laptop ausgestattet, sodass sie alle Ausgaben in eine Excel-Tabelle eintragen können.

Als wir mit dem Info-Point starteten, mussten wir erst mal herausfinden, wer von den Beschäftigten den Dienst am Empfang übernehmen wollen würde. Dafür gab es eine richtige Ausschreibung. Auf Grundlage der Rückmeldungen stellten wir ein Team zusammen, das probeweise am Info-Point arbeitete. Es waren einige Leute dabei, von denen

wir nie gedacht hätten, dass sie sich eine solche Aufgabe zutrauen. Jemand Fremdes anzusprechen: »Guten Tag, wie kann ich Ihnen helfen?«, Fragen zu beantworten und weiterzuvermitteln, ist ja nicht ganz ohne.

Ich sitze direkt um die Ecke des Info-Points. Ist meine Tür offen – und das ist sie oft! –, kriege ich mit, wie es da drüben läuft. Und es funktioniert richtig gut! Erst hatte ich Bedenken gehabt: Vielleicht ist das doch nicht das Richtige für Uta, wo sie doch vorher so lange in einem anderen Bereich tätig gewesen ist und kaum direkten Kundenkontakt hatte? Doch Uta belehrte mich schnell eines Besseren: Wie toll sie sich am Info-Point eingearbeitet hat! Als wir uns neulich vor Ort trafen und die Tresen-Besatzung einigen Beschäftigten zeigte, wie ihre Tätigkeit funktioniert, sagte jemand: »Hu, das trau ich mich nicht! Ich könnte das niemals, zu Hause habe ich auch keinen Computer.« Mittlerweile sitzt Uta vorne am Info-Point und erledigt dort sämtliche Arbeiten ohne Probleme.

In vielen unserer Beschäftigten schlummern Fähigkeiten, die ihnen mancher wohl nie zugetraut hätte! Das ist schön.

links Der Info-Point im Eingangsbereich der Hauptwerkstatt

In den letzten eineinhalb Jahren, die so stark durch die Corona-Pandemie beeinflusst waren, merkte ich, dass die Leute vor allem unsere begleitenden Angebote und die Feste sehr vermissen. So oft werde ich darauf angesprochen! Da ich mich schon seit Jahren darum kümmere, sind die Veranstaltungen für viele mit meiner Person verbunden. Und ich mache es gerne! Es ist einfach schön, wie die Beschäftigten sich daran erfreuen und wie sie sich mit der Werkstatt und ihrer Arbeit identifizieren. Wenn ich sehe, wie schnell die meisten Beschäftigten hier ankommen, was sie dann für Aufgaben übernehmen, wie sie lernen, bin ich schlichtweg begeistert. Die Werkstatt bietet ihnen eine gewisse Struktur, sie lernen andere Menschen kennen und kommen in Austausch mit den Kollegen und Kolleginnen, mit der Gruppenleitung oder dem Fachdienst.

Manchmal klopft jemand an meiner Tür und sagt: »Ich habe da eine Sorge, die möchte ich jetzt bei dir mal loswerden. Darf ich?«

»Natürlich darfst du!«, antworte ich dann – und los geht's! Da werden Praktikumswünsche besprochen, eigene Ideen zu neuen Angeboten vorgebracht oder Fragen zu Themen wie Fortbildung oder Qualifizierung gestellt. Sehr oft geht es um persönliche Dinge, zum Beispiel um Fragen zur Gesundheit, Konflikte mit anderen aus der Werkstatt oder das Bedürfnis, sich einfach mal mit dem Fachdienst zu unterhalten. Das ist nicht unbedingt unsere Kernaufgabe, sicher, aber für eine gute Vertrauensbasis und im menschlichen Miteinander gehört dieser Aspekt für mich unbedingt zu unseren Aufgaben dazu.

Ich empfinde es als eine schöne Mischung, als Sozialarbeiterin hier in der Caritas-Werkstatt zu arbeiten. So genieße ich es sehr, nicht einfach nur am PC zu sitzen, irgendwas zu tippen und quasi aus der Ferne diverse Kompetenzanalysen der Beschäftigten »aus der Halle da hinten« zu sichten, sie dann mit den Kollegen und Kolleginnen auszuwerten oder Fahrdienste umzubestellen. Das ist total wichtig, klar, aber es gibt eben auch die andere Ebene: direkt mit den Beschäftigten zu sprechen, durch die Hallen zu laufen, den Leuten einen guten Tag zu wünschen und ein paar Sätze mit ihnen zu wechseln. Kurzum: Die Arbeit in der Werkstatt ist äußerst abwechslungsreich und wird mir nie langweilig. Ich glaube nicht, dass ich noch mal irgendwo anders arbeite.

Zwischenruf

Maik Poerschke

Was für mich sehr wichtig ist, sind die begleitenden Angebote: Das Drachenbootrennen vor allem, da bin ich immer der Trommler! Sehr gerne beschäftige ich mich auch in der Instrumentalgruppe. Ich habe die Möglichkeit bekommen, bei der Veranstaltung zur 800-Jahr-Feier unserer Stadt Oranienburg mitzumachen. Bei unseren Festen in der Werkstatt war ich schon öfter der DJ oder habe selbst Musik gemacht. Musik ist mir überhaupt sehr wichtig. Es ist schön, dass ich auch so etwas hier in der Werkstatt machen kann.

NATION OF GONDWANA

Zwischenruf

Sylvia Wulff

(Werkstattrat)

Was mir fehlen würde, wenn ich hier nicht arbeiten würde? Eigentlich alles! Die Werkstatt ist für mich nicht nur die Arbeit, sondern wie eine große Familie. Sie baut mich auf und gibt mir Halt.

Ich habe es bis heute an keinem Tag bereut, hier zu arbeiten, und das sind jetzt schon sechseinhalb Jahre. Mein Selbstbewusstsein wurde hier aufgeweckt, wieder aufgebaut und gestärkt. Darüber bin ich wirklich sehr, sehr froh.

Die fliegende Sozialarbeiterin

Veronika Priwitzer

Mein Arbeitsleben begann ich mit einer Ausbildung zur Sozialversicherungsfachangestellten bei der Deutschen Rentenversicherung Bund, damals hieß sie noch Bundesversicherungsanstalt für Angestellte. Anschließend studierte ich Soziale Arbeit/Sozialpädagogik an der Fachhochschule Neubrandenburg. Zum Ende meines Studiums begann ich, mich zu bewerben. Als ich die Stellenausschreibung der Caritas-Werkstatt Oranienburg entdeckte, dachte ich mir: Werkstatt für behinderte Menschen, das klingt ganz interessant!

Als Katholikin wollte ich gerne in einer Caritas-Einrichtung arbeiten. Die Arbeit mit Menschen mit Behinderung berührt mich schon seit frühester Kindheit, da meine Mutter zu DDR-Zeiten in einem Heim für geistig behinderte Kinder und Jugendliche gearbeitet hat und ich sie dort regelmäßig besucht habe. In den Jahren danach nahm ich unter anderem an integrativen Jugendfreizeiten teil und hatte so immer wieder Kontakt zu Menschen

mit Behinderung. Auf die Arbeit mit ihnen legte ich einen meiner Studienschwerpunkte und absolvierte neben einem Praktikum im Gesundheitsamt Marburg in den Abteilungen Sozialpsychiatrischer Dienst und in der Beratungsstelle für Menschen mit Behinderung ein halbjähriges Praktikum in Italien, wo ich in einer Tagesstätte für Menschen mit psychischen Erkrankungen arbeitete.

Vor dem Bewerbungsgespräch in der Caritas-Werkstatt belas ich mich und wusste, dass der Werkstattleiter Sozialarbeiter ist. Da diese Funktion sonst meist Menschen aus der Wirtschaft innehaben, zeigte mir das: Die Ausrichtung könnte hier in Oranienburg sozialer sein als in anderen Werkstätten.

Ich betrat das Büro von Herrn Lau, der einen gestreiften Wollpullover trug – für mich so gar nicht typisch für einen Werkstattleiter, sondern eher dem Bild eines Sozialarbeiters entsprechend. Die Runde, zu der auch Herr Hohberg und Frau Krenz gehörten, war sehr sympathisch. Schnell kamen wir ins Gespräch.

Zwar erhielt ich eine Absage für die ausgeschriebene Stelle, aber Herr Lau fügte sogleich hinzu: »Ich melde mich in etwa drei Wochen noch mal bei Ihnen.« Genau drei Wochen später teilte er mir mit, dass eine andere Stelle für eine Sozialarbeiterin freigeworden sei – im Bereich für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Hier könne ich gerne arbeiten, schlug Herr Lau vor, wenn ich denn Interesse hätte. Über sein Angebot freute ich mich sehr. »Die Stelle passt vom Profil her noch besser zu mir als die andere«, sagte ich.

So fing ich am 1. Januar 2008 in der Caritas-Werkstatt an. In der Bernauer Straße 100 befand sich über einem Einkaufszentrum eine der zwei Außenstellen für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Hier lag auch mein neues Büro.

Die Idee zu den eigenen Standorten entsprang der Erkenntnis, dass manche Menschen mit psychischen Erkrankungen in den anderen Werkstattgruppen der Hauptwerkstatt nicht zurechtkommen. Das dortige klassische Lehrgangssystem des Berufsbildungsbereichs passte zumeist nicht zu ihnen. Meine Beschäftigten kamen teilweise vom Ersten Arbeitsmarkt, konnten aber aufgrund von Angsterkrankungen oder Depressionen nicht mehr dort arbeiten und fanden schließlich den Weg in die Werkstatt. Andere waren sehr jung und hatten beispielsweise aufgrund von Schizophrenieerkrankungen

Schwierigkeiten, sich überhaupt auf irgendetwas einzulassen. Ein klassisches Bildungssystem ähnlich einer Berufsausbildung passte hier oft nicht, da die Bedürfnisse der Leute sehr individuell waren. In erster Linie ging es darum, sie über Arbeitsangebote und Wertschätzung zu stabilisieren und Kontinuität in die Beschäftigung zu bringen.

Die psychisch erkrankten Beschäftigten hatten zunächst in zwei Gruppen in der Berliner Straße 60 A an einem eigenen Standort gearbeitet. Als ich 2008 dazukam, wurde gerade die Bernauer Straße 100 als zweiter Standort aufgemacht.

Zwei Außenstellen, das bedeutete: Ich war als Sozialarbeiterin viel mit dem Fahrrad unterwegs, pendelte zwischen Bernauer Straße 100 und Berliner Straße 60 A hin und her. Zwischendurch musste ich regelmäßig zu Besprechungen in die Hauptwerkstatt. Kurzum: Ich fühlte mich wie eine fliegende Sozialarbeiterin, weil ich ständig unterwegs war. Einmal fuhr ich gleichzeitig mit dem Produktionsleiter Herrn Kerkow von der Bernauer Straße 100 zur Hauptwerkstatt los, ich mit dem Fahrrad, er mit dem Auto. Wir kamen gleichzeitig dort an, was ihn schwer beeindruckte.

Ende 2009 kam der Heidering als neuer großer Werkstattstandort mit insgesamt hundert Beschäftigten dazu. Hier konnten wir den Bereich für Menschen mit psychischen Erkrankungen weiter vergrößern und gaben ihm den Namen »Faktor C«. Es zogen auch Menschen mit geistiger Behinderung aus der Hauptwerkstatt dorthin. Überraschenderweise funktioniert die Zusammenführung beider Personengruppen an einem Standort wirklich gut.

Mein Arbeitsfeld empfand ich als äußerst spannend. Es gab eine enge Zusammenarbeit mit der Tagesklinik Oranienburg. Der Berufsbildungsbereich war in den Arbeitsbereich integriert. Zunächst ging es vor allem darum, dass die Menschen bei uns ankommen, sie die Gruppenleitung kennenlernen und über die Arbeit eine psychische Stabilität entwickeln.

2014/2015 fingen wir an, im Faktor C einen eigenen Berufsbildungsbereich aufzubauen. Dabei fragten wir uns: Was bringen die Beschäftigten an Ressourcen mit, in welche Richtung gehen ihre Wünsche und mit welchen Angeboten können wir ihre Entwicklung begleiten? Wir unterbreiteten sehr viele individuelle Bildungsangebote. Faktor C bekam

oben Zweigwerkstatt Faktor C
unten Lokalpresse (2009)

Bienen hinterm Haus

Die Oranienburger Caritas expandiert und siedelt sich im Gewerbegebiet an – samt kleiner Imkerei

Von Stefanie Kreutzer

ORANIENBURG • 350 Beschäftigte und 60 Mitarbeiter zählt die Oranienburger Caritas-Werkstatt für behinderte Menschen zurzeit. Ein paar mehr könnten es bis November noch werden, wenn im Gewerbegebiet Nord die neue Werkstatt mit einem großen Fest eingeweiht wird.

Die Werkstatt St. Johannesberg befindet sich auf stetigem Expansionskurs. Und das nicht nur, weil die Einrichtung vom Gesetzgeber her verpflichtet ist, Räume anzumieten, reicht der Platzbedarf mit wachsender Zahl an Neuaufnahmen nicht mehr aus. „Wir haben eine hohe Nachfrage nach Plätzen und ablehnen dürfen wir niemanden", erklärt Christoph Lau, der Leiter der Werkstatt.

Ein anderer Grund, warum nun im Heidering ein leer stehendes Gebäude samt Werkhalle um- und ausgebaut wird, ist die Wirtschaftlichkeit, die auch bei einer sozialen Einrichtung wie der Caritas gegeben sein muss. In unmittelbarer Nachbarschaft zur neuen, 1 000 Quadratmeter großen Werkstatt befindet sich die Firma Friesen GmbH, für die Caritas-Beschäftigte defekte Auto-Lichtmaschinen und Anlasser zerlegen.

Bisher mussten die Teile von der Berliner Straße täglich bis ins Gewerbegebiet gefahren werden. Diesen Weg können sich nun die Mitarbeiter sparen – nur ein Gartentor trennt ab November die Caritas von einem ihrer wichtigsten Auftraggeber. „Der Umzug hat sich förmlich aufgedrängt", findet der künftige Leiter des neuen Standortes und Bereichsleiter, André Kerkow.

Auch im 1,1 Millionen Euro teuren Neubau heimisch werden wird die Grafik-Werbeagentur der Caritas „Faktor C". Hier arbeiten 48 Menschen mit seelischen Erkrankungen daran, Flyer, Schilder, Plakate und Aufkleber, unter anderem auch für Orafol, herzustellen.

Auf dem Grundstück wird außerdem eine Kantine in Containerbauweise errichtet, in der auch die Mitarbeiter umliegender Firmen wochentags einkehren können. Momentan sind Archäologen damit beschäftigt, den unter Denkmalschutz stehenden Boden der Kantine auf Spuren des ehemaligen KZ Sachsenhausen zu untersuchen. Auch das Gebäude und die Halle mussten zunächst durch eine Kontrolle: Der Munitionsbergungsdienst hat auf dem gesamten Grundstück Bohrungen vorgenommen und das Erdreich „wie einen Käse durchlöchert", so Lau. Gefunden wurden zum Glück keine Bomben-Verdachtspunkte. Nun haben seit zwei Wochen die Bauarbeiter das Sagen.

André Kerkow und Christoph Lau vor dem neuen Standort.

So soll die Werkstatt aussehen. Fotos (2): Kreutzer/Repro

Ebenfalls in den Heidering ziehen wird übrigens die Bienenzucht der Caritas. Die Verantwortung den Tieren gegenüber hilft Menschen mit seelischen Problemen.

Ob der Honig dann auch gleich in der Kantine vernascht werden kann, bleibt abzuwarten: „Der Honig ist nicht unser Schwerpunkt", sagt Lau. Vielmehr hat die Oranienburger Caritas schon immer auf die Industrie gesetzt. Zulieferarbeiten für den Schienenfahrzeugbau, die Friesen GmbH, Orafol und DHL – trotz Wirtschaftskrise ist die Caritas St. Johannesberg gut aufgestellt.

eine eigene Leitung, sodass wir hier in den letzten Jahren viel stärker als zuvor den Fokus auf die Entwicklung des Berufsbildungsbereiches legen konnten.

Später wurde in der Caritas-Werkstatt, vor allem auf Initiative von Herrn Vogt, die Neue Bildungssystematik eingeführt. In ihr sind sehr viele modular aufgebaute Qualifizierungseinheiten, kurz: QEs, unterschiedlicher Berufsfelder zusammengefasst. Da die QEs in verschiedenen Bildungsniveaus entwickelt sind, eignen sie sich auch gut für die Arbeit mit psychisch erkrankten Beschäftigten.

Der Berufsbildungsbereich Faktor C hat eine enorme Entwicklung hinter sich, die ständig weitergeht und längst noch nicht abgeschlossen ist. Aktuell gibt es hier, genau wie in der Hauptwerkstatt, eine eigene Bildungsbegleitung für die Beschäftigten, die zum einen für das Eingangsverfahren zuständig ist, zum anderen die Beschäftigten in Praktika innerhalb der Werkstatt vermittelt und sie dort begleitet. Die Gruppenleitungen im Berufsbildungsbereich arbeiten sehr viel mit QEs. Der Berufsbildungsbereich ist durchstrukturiert, was sich positiv auf die Beschäftigten auswirkt.

Auch der Arbeitsbereich Faktor C nahm eine sehr gute Entwicklung. So entstand aus ihm heraus der Bereich Werbetechnik. Dazu gibt es eine eigene Gruppe von Beschäftigten, die Fahrtätigkeiten übernehmen. Neben klassischen Montagearbeiten spielt die Arbeit rund um den Onlineshop eine immer größere Rolle. Beschäftigte führen Verwaltungstätigkeiten aus und dergleichen mehr.

Die psychisch Erkrankten haben sich stabilisiert und sind offener geworden. Einige arbeiten inzwischen in der Hauptwerkstatt und haben dort teils eine Sonderrolle inne, die ihnen guttut. Manche fungieren als Helfer und Helferinnen der Gruppenleitung oder führen dank stärkerer kognitiver Fähigkeiten qualifiziertere Arbeiten aus, andere arbeiten einfach im Team mit. In jedem Fall erhalten sie dadurch eine Bestätigung. Es ist schön zu beobachten, wie sich die Beschäftigten über die Jahre entwickeln.

Letztendlich befinden wir uns alle in einem steten Weiterentwicklungsprozess. Die Beschäftigten entwickeln höhere Ansprüche und wollen sich ausprobieren. Gerade Menschen mit psychischen Erkrankungen kommen mit unwahrscheinlich vielen Fähigkeiten, Interessen und Wünschen zu uns in die Werkstatt. Ich weiß noch, wie Jürgen Wolf gleich

zu Beginn sagte: »Ich möchte am liebsten ein Fahrzeug führen.« Nachdem er die ersten Postrunden zwischen den Standorten übernommen hatte, wurde er unser erster Fahrer und ist mittlerweile schon mehrere Jahre als Lkw-Fahrer tätig.

Wir schauen nach den Ressourcen der Beschäftigten, woraus sich schon sehr viel entwickelt hat. Inzwischen haben wir werkstattweit Beschäftigte, die Fahrtätigkeiten übernehmen. So gibt es auch das begleitende Angebot Angelgruppe, das ein Beschäftigter bereits über zwölf Jahre durchführt.

Im Moment sind wir sechs Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, die im Fachdienst arbeiten. Katharina Riedel, die siebte Sozialarbeiterin, gehört der Werkstattleitung an. Unser Job ist überaus spannend und abwechslungsreich. Ich weiß nie, was mich am nächsten Tag erwartet. Immer wieder passiert etwas Neues: Ich sitze am Schreibtisch, will vielleicht ein Formular für den Qualitätsbeauftragten fertigstellen oder die Verwaltung der Kostenzusagen für die Programmierung im Micos aufbereiten – plötzlich kommt ein Anruf, dass es einem der Beschäftigten schlecht geht. Wenn mein Kollege Klemens Statt in einer Besprechung ist, muss ich sofort runter und gucken, was los ist. Kann ich helfen, muss ich vielleicht den Notarzt rufen? In jedem Fall kümmere ich mich um die Person.

Den nächsten Beschäftigten plagt ein Beziehungsproblem, was sich auf seine Arbeitsfähigkeit auswirkt. Ein anderer hat einen Konflikt mit der Gruppenleitung, wo es zu vermitteln gilt, oder jemand braucht Unterstützung bei seinem Rentenantrag. Eine Gruppenleitung benötigt die Zuarbeit von mir im Easy Care oder irgendeine Frist ist abgelaufen. Zwischendurch erhalte ich einen Anruf aus der Zweigwerkstatt, weil mein dortiger Kollege gerade Urlaub hat und ich vor Ort gebraucht werde. Also fahre ich schnell mal rüber, um die anstehenden Probleme zu klären. Und dann ruft mich der Vater eines Beschäftigten an, der meinen Rat zum Thema Kindergeld während der Werkstattbeschäftigung braucht.

Irgendwie bin ich ständig auf Abruf, zu ganz vielen Themen. Das also ist mein Alltag als Sozialarbeiterin. Komme ich dazu, am Schreibtisch Bürokram abzuarbeiten, ist es auch mal ganz schön. Das jedoch passiert mir am ehesten zwischen sechs und acht Uhr am Morgen oder nach sechszehn Uhr, wenn alle weg sind. Hier geht es mir so wie Angela Geißler und allen anderen Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen der Werkstatt: Ich

kann mir zwar vieles vornehmen, aber so, wie ich meinen Tag plane, läuft er so gut wie nie ab. Da kommt immer jemand mit Fragen, Nöten und zu klärenden Angelegenheiten, akute Notfälle inbegriffen. Und ehrlich gesagt: Ich finde gerade diese Abwechslung schön.

Spannend ist zudem, dass ich in der Werkstatt viel von den Produktionsthemen mitbekomme, die einen als Sozialarbeiterin normalerweise kaum tangieren. Bei der Caritas jedoch muss ich mich in diese Themen reindenken, schließlich geht es um die Frage: Was können wir unseren Beschäftigten anbieten? Als Andreas Paczoch zum Beispiel mit dem Arbeitsfeld Imkerei anfing, belas ich mich entsprechend. Eine Weile kümmerte ich mich um unsere Werkstattzeitung, für die wir Artikel zum Thema verfassten. So lernten unsere Beschäftigten die einzelnen Fachbegriffe kennen und verstanden, was Beuten und Rähmchen sind und wie ein Bienenvolk funktioniert. Man lernt halt nie aus, das ist das Schöne und Spannende an der Arbeit in der Caritas-Werkstatt!

Mein aktueller Arbeitsschwerpunkt nennt sich Digitales und Medien. Das betrifft unter anderem die Digitalisierung der Fachdienstakten und der Qualifizierungsnachweise der Beschäftigten. Ziel ist es, die kompletten Akten im System zu hinterlegen. Ein sehr engagierter Beschäftigter unterstützt mich dabei.

Weitere Beschäftigte sollen angelernt werden, da die Qualifizierungseinheiten zukünftig in allen Bereichen der Werkstatt entwickelt werden und Anwendung finden. Hier geht es zunächst um Fragen wie: Welche Systematik der Darstellung wollen wir, wer muss Zugriff haben und wie lässt sich das System nachher modifizieren? Es geht um die Entwicklung eines Systems, aus dem die Dateien gut abgerufen werden können. Erst dann können wir bestehende QEs an die neue Werkstattsystematik anpassen.

So stecke ich ständig in neuen Themen. Es gibt keinen Stillstand, geht immer weiter voran. Stets schauen wir, wie und wo wir dabei die Beschäftigten mit einbeziehen und neue Arbeitsfelder für sie schaffen können. Da heißt es eben nicht: Wir haben schon fünf Arbeitsbereiche, und dabei bleibt's! Vielmehr beschäftigen wir uns damit, welche spannenden Arbeitsfelder wir auftun und weiterentwickeln können, damit am Ende eine attraktive Arbeit für die Beschäftigten herauskommt. Die Arbeit am Info-Point in der Hauptwerkstatt, die Fahrradwerkstatt, die vielen Möglichkeiten in der Werbetechnik, der

neue Holzbereich oder der Onlineshop, für den ich gemeinsam mit Sören Neubert zuständig bin, sind nur einige Beispiele für die Entwicklungen in der letzten Zeit.

Es ist erstaunlich, wie sich viele Beschäftigte entwickeln, wenn man ihnen nur etwas zutraut. Hätte zum Beispiel damals jemand gesagt: »Frau X. wird mal auf einem ausgelagerten Arbeitsplatz arbeiten«, hätten alle geantwortet: »Das klappt niemals!« Sie kam häufig zu spät, war total unzuverlässig, hatte viele Krankheitszeiten. Ihr großer Wunsch aber war es, auf einem ausgelagerten Arbeitsplatz zu arbeiten. Als damalige Integrationsbeauftragte organisierte Katharina Riedel ihr ein Praktikum in einem Altenpflegeheim in ihrem Wohnort, wo sie in der Küche arbeitete und für Hilfsarbeiten zuständig war. Und siehe da: Es klappte wunderbar! Es nur notwendig gewesen, einen Arbeitsplatz zu finden, bei dem das Aufgabenprofil passt, an dem sie sich wertgeschätzt fühlt und vor allem: an dem sie nicht austauschbar ist. In dem Altenpflegeheim war es nun wichtig, dass genau sie diese Arbeiten durchführt, denn es gab keine Werkstattarbeitsgruppe, die das im Notfall einfach übernommen hätte. Und genau darauf kommt es an: einen Arbeitsplatz zu finden, auf dem sich der oder die Einzelne als Individuum gebraucht fühlt.

Ob ausgelagerte Arbeitsplätze oder Praktika: Man muss es einfach probieren! Jemand kommt und will – das ist die wichtigste Voraussetzung. All die Bedenken im Vorfeld verstellen nur den Blick und sind kontraproduktiv. Die Beschäftigten zeigen sich draußen oft ganz anders als bei uns, weil sie dort eine ganz andere Motivation haben.

Alexander Pläp hat inzwischen viele Praktika auf dem Ersten Arbeitsmarkt ermöglicht und viele ausgelagerte Arbeitsplätze geschaffen, das finde ich echt beeindruckend. Auch dass die Arbeitgeber diese Verschränkung ermöglichen, freut mich sehr. Um das Zusammenwirken mit dem Ersten Arbeitsmarkt weiter auszubauen und die berufliche Integration unserer Beschäftigten voranzutreiben, brauchen wir eine gute Öffentlichkeitsarbeit. Zu Beginn war es vor allem wichtig, dass wir in den regionalen Medien bekannt werden. Noch immer spukt in vielen Köpfen die Meinung herum: »Ach, das ist ja nur die Werkstatt. Die machen hinter verschlossenen Türen ihre klassischen Behindertenwerkstätten-Arbeiten.« Dem ist schon lange nicht mehr so. Es ist wichtig, dass wir auch mit dem Thema Berufliche Integration nach draußen gehen und zeigen, was alles möglich ist. Es gibt also auch weiterhin genug zu tun.

Zwischenruf

Melanie Fritz

Dass ich hier Freundschaften habe, die Leute treffe, die ich gernhabe, und auch noch produktive Aufgaben erfülle, finde ich super.

Früher, in meinem langjährigen Arbeitsbereich, hatte ich eine besondere Aufgabe: Ich half einem anderen Beschäftigten, der eine starke Sehbehinderung hatte. Er brauchte Hilfe beim Zubereiten des Essens, und ich habe es ihm auch zugereicht. Das war eine wichtige Aufgabe. So etwas in der Art würde ich jetzt auch machen, aber in meiner neuen Gruppe können das alle selbst. Vielleicht kommt ja noch jemand Neues in die Gruppe, dann helfe ich gern.

Mein Wunsch ist es, dass wir alle weiterhin gut miteinander auskommen, auch mit den Gruppenleiterinnen und Gruppenleitern. Für mich soll alles so gut bleiben, wie es jetzt ist.